

Netzwerktagung Marburg 2012

Interkulturelle Gärten als Impulsgeber für die Nachbarschaft

Andrea Baier

Ein Gemeinschaftsgarten ist Teil einer lokalen Nachbarschaft oder auch Ausgangspunkt, dass sich überhaupt erst eine Nachbarschaft bildet, und dann ist er natürlich auch seinerseits eine Nachbarschaft – eben weil hier nicht allein, sondern gemeinsam gegärtnert wird.

Nicht nur Tassew Shimeles betont ja immer wieder, wie wichtig es für einen Interkulturellen Garten ist, sich um die Nachbarschaft zu bemühen bzw. sich in der Nachbarschaft bekannt zu machen. Die AnwohnerInnen können wichtige UnterstützerInnen und Verbündete für einen Interkulturellen Garten werden, wenn Berührungsängste und Vorbehalte erst einmal abgebaut sind. Sie können ein Auge auf den Garten haben, wenn die GärtnerInnen nicht da sind. Es kommen außerdem diverse Kooperationen ganz praktischer Art infrage: Z. B. kann der Garten in Göttingen-Grone den Wasseranschluss des Kindergartens nutzen, und im Gegenzug können die Kindergartengruppen immer wieder nach der Bienenkönigin schauen kommen. Und nicht zu unterschätzen sind so scheinbar profane Dinge wie die Mitnutzung von Toiletten. Aber es können sich natürlich auch richtige Kooperationen zwischen Interkulturellen oder anderen Gemeinschaftsgärten und der Nachbarschaft entwickeln, indem z. B. ein Kindergarten, eine Schule, ein Altenheim, ein Umweltverein oder – auch sehr beliebt – die örtlichen Imker in die Aktivitäten eines Gartens einbezogen werden.

Mehrere Gärten, z. B. auch die Göttinger Gärten, arbeiten mit Schulen zusammen, d. h. die Schule hat ein Beet im Garten, Potsdam und Oberschöneweide sind sogar gleichzeitig Schulgarten und Interkultureller Garten.

Auch der Pyramidengarten in Berlin ist in Sachen Präsenz in der Nachbarschaft vorbildhaft: Im ihrem geräumigen Vereinshaus können Kita-Gruppen übernachten, treffen sich die Kiezmütter, und man kann es auch als Tagungsort nutzen. Außerdem dürfen die Nachbarn ihr Brot im Brotfen backen, wenn sie denn vorher Bescheid sagen. Was ich besonders pfißig finde: Menschen, die kein eigenes Beet wollen, sind eingeladen, sich mit um die Gemeinschaftsbeete zu kümmern. Das bindet die Nachbarn auch praktisch ein und entlastet zudem die Vereinsmitglieder. Und Umweltbildungsangebote für Jugendliche haben sie auch noch im Repertoire. Last but not least verkaufen sie Gartenprodukte in der Nachbarschaft.

Ein besonderes enges Verhältnis zur Nachbarschaft pflegt auch der Garten in Lippstadt, das macht schon die Gestaltung deutlich: Der Interkulturelle Garten ist zweigeteilt. Der eine Teil „gehört“ den GärtnerInnen, der andere Teil den BesucherInnen. Neben den acht relativ großen „privaten“ Beeten, die von Familien für den Gemüseanbau genutzt werden, gibt es ein großes Naschgartenangebot für alle, auch die Kita von nebenan hat ihr Stück im Naschbeetstreifen. Und der Steinbackofen, das Schachbrettfeld und die Wiese können von allen genutzt werden.

Ähnlich teilen sich in Mannheim ein Interkulturelles Gartenprojekt und ein Spielplatzprojekt die letzte innerstädtische Brachfläche, hier finden sich Kinderbeete, ein Bauwagen und ein Naturerfahrungsprogramm.

Viele Gärten bieten insbesondere Ferienprogramme an. In Milbertshofen gibt es Laubsägearbeiten für Kinder und in Trier Angebote rund ums Imkern.

Die Bienenprojekte, die es u. a. in Göttingen, in Berlin, in Hannover, Hamburg, in Potsdam gibt, scheinen überhaupt sehr geeignet, Kontakte in die Nachbarschaft zu knüpfen. Man kann regelmäßig zum Honigfest einladen, die örtliche Presse berichtet gerne über Aktivitäten rund ums Imkern und man hat automatisch mit den örtlichen Imker-Vereinen zu tun.

Restauration bringt natürlich auch die Nachbarschaft in die Gärten. Z. B. betreiben sie in Milbertshofen im Sommer ein kleines Sonntagscafé und der Prinzessinnengarten in Berlin ein ständiges großes. Im Rosenduftgarten setzen sich die BesucherInnen auch einfach auf die Bänke – Gärten als Erholungsräume.

In Hamburg Wilhelmsburg hat Ruth Lenz einen Kompostlehrpfad auch für die Nachbarschaft eingerichtet, in Neuperlach bietet der Schaugarten Anknüpfungspunkte für Gespräche mit den Nachbarn und in Fürstenwalde gibt es von Cornelia Petermann organisierte Mitmachaktionen für Schulen und Kinder.

Im Mädchengarten in Gelsenkirchen lernen Mädchengruppen, wie man mit Pflanzenfarben Bilder malt und Stoffe färbt. Und demnächst sollen sie nach ihrer Ausbildung mit dem „Färbermobil“ als Multiplikatorinnen in den örtlichen Schulen wirken.

Im Interkulturellen Permakulturgarten Hamburg bewirtschaften verschiedene Stadtteilinitiativen ein Stück vom „Schlüsselbeet“ und im Interkulturellen Wabengarten in München sind auch der Lokalsender Radio Lora und der Verein Menschen für Menschen als Gartengruppe aktiv.

In Hannover Linden Süd haben sie mit einer Schülerfirma zusammengearbeitet und in Neubrandenburg organisieren sie Märchenstunden und sonstige kulturelle Veranstaltungen.

Die Liste ist natürlich nicht vollständig, sie soll nur einen ersten Eindruck vermitteln, was es alles gibt, bzw. zeigen, wie man Gärten öffnen und Nachbarschaften einbeziehen kann.¹

Eine andere Variation des Themas „Impulsgeber für die Nachbarschaft“ ist die Erfahrung, dass Gemeinschaftsgärten oftmals dafür sorgen, dass überhaupt erst Nachbarschaften entstehen, wo vorher keine waren. Nachbarschaft braucht nämlich auch öffentliche Räume, braucht Orte, wo sich die Nachbarschaft treffen kann. Ein besonders eindrückliches Beispiel ist für mich in diesem Zusammenhang die Begrünung der Parkhausdächer in Hannover Sahlkamp. Um das ca. 5000 m² große Parkhausdach herum stehen in U-Form vier- bis sechsgeschossige Hochhäuser. Awan Azad vom Verein Internationale StadtteilGärten Hannover erzählt, wie es war, bevor hier der Garten entstand: In den Erdgeschosswohnungen hatte nie jemand wohnen wollen, weil sich die Leute dort nicht sicher fühlen konnten: zu viele Einbrüche, zu wenig soziale Kontrolle im Viertel. Und dann haben sie mit ein paar Mitstreitern angefangen, hier den Müll einzusammeln. Und weil man sie rundum aus den Fenstern beobachten konnte, sind manche BewohnerInnen heruntergekommen und haben sich erkundigt, was sie dort treiben, und viele waren dann auch interessiert, bei der Umgestaltung der Fläche und später im Verein mitzumachen. Und inzwischen sind die Erdgeschosswohnungen besonders beliebt, jetzt tritt man nämlich aus der Wohnungstür direkt ins Grüne, Terrasse und Gartenfläche gehen ineinander über. Das ist für die Gemüsezuucht natürlich besonders praktisch. Auf der Terrasse findet die Anzucht statt, manchmal steht hier auch ein kleines Treibhaus, und ausgepflanzt wird das Gemüse dann im Beet auf dem Dach. Probleme mit Vandalismus gibt es nicht mehr – irgendjemand ist immer im Garten und passt auf, denn hier wird richtig produziert, und bei schönem Wetter herrscht wirklich Betrieb. Außerdem ist die Nachbarschaft – auch die, die nicht mitgärtner – einschließlich der Jugendlichen stolz auf die grüne Fläche. Hier will überhaupt niemand mehr etwas kaputt machen. Insbesondere die Wohnungsbaugesellschaft ist vom Erfolg des Projekts begeistert: Sie haben jetzt weniger Kosten wegen weniger Leerstand und geringerer Instandhaltungskosten.

An diesem Beispiel wird übrigens auch deutlich, dass es für die Entstehung einer Nachbarschaft nicht allein eines Ortes bedarf. Denn der war im Falle der Internationalen StadtteilGärten Hannover ja auch vorher schon da, theoretisch hätten sich die BewohnerInnen der Hochhäuser auf der Fläche treffen können, es standen hier sogar ein paar Bäume, aber sie hatten bis zur Gartengründung keinen Grund, sich dort aufzuhalten, es war auch relativ unwahrscheinlich, hier jemanden zu treffen. Seit es auf dem Dach etwas zu tun gibt, trifft man natürlich immer jemanden. Eine gemeinsame Tätigkeit ist eben eine besonders unkomplizierte Art, Nachbarschaft zu bilden.

Festhalten lässt sich: Gute Nachbarschaft in einem Stadtviertel braucht einen Kulminationspunkt, das kann ein Nachbarschaftszentrum sein, ein schöner Platz, ein Markt, oder sogar ein Parkdeck.

Nachbarschaft ist die Gemeinsamkeit des Ortes (sagt der Soziologe Ferdinand Tönnies)². In „Nachbar“ oder „Nachbarschaft“ stecken die Worte „Nah“ und „Bauer“, und damit ist gesagt, dass der

¹Vielen Dank an Gudrun Walesch, dass sie mir bei der Liste behilflich war.

Nachbar derjenige ist, der hilft (den man rufen kann, wenn die Kuh schwer kalbt). Gute Nachbarschaft ist ein Synonym für gegenseitige Hilfe.

Die gibt es natürlich vielfach in einem Gemeinschaftsgarten, nach dem Motto: Kannst du nächste Woche für mich mitgießen? Aber auch über Beet und Pflanze hinaus gibt es sehr viel informelle Unterstützung zwischen den GärtnerInnen. Das reicht von Tipps und Infos, die man sich gegenseitig gibt, bis hin zur Begleitung in schwierigen Lebenslagen. Da schlüpft auch schon einmal eine Gärtnerin, die sich von ihrem Mann bedroht fühlt, bei einer anderen unter, man hilft sich gegenseitig mit Geld aus oder begleitet jemandem ins Krankenhaus etc.

Insbesondere in der Stadt ist gegenseitige Hilfe heutzutage überhaupt keine Selbstverständlichkeit mehr, zu oft geht es in den Stadtteilen und Siedlungen anonym zu, und darunter leiden natürlich viele Menschen. Viele vermissen den Kontakt zu ihren Nachbarn einfach als sozialen Austausch, ganz abgesehen davon, dass lebendige Nachbarschaften bei der Bewältigung des Alltags oder auch von Krisen helfen können. Gemeinschaftsgärten sind Orte, von denen ausgehend Nachbarschaft (neu) belebt werden kann. Nicht umsonst interessiert sich auch das Quartiersmanagement so sehr für die neuen Gemeinschaftsgärten. In Köln, in Bielefeld und anderswo versuchen QuartiersmanagerInnen manchmal sogar selber, Gartenprojekte ans Laufen zu bringen, weil sie sich genau diese Integrationsleistung von einem Gemeinschaftsgarten versprechen, eben dass ein Gemeinschaftsgarten bei der Lösung sozialer Probleme behilflich sein kann.

Im besten Fall sind Gärten Selbsthilfeprojekte in Sachen Nachbarschaft. Aber wenn eine Kommune versucht, gezielt Impulse für Nachbarschaftsbildung zu setzen, ist dagegen natürlich auch nichts zu sagen.

Ein besonderes gelungenes Selbsthilfeprojekte sind auch die Nachbarschaftsgärten in Leipzig Lindenau. Die sind zwar kein Interkultureller Garten, haben aber, wie der Name schon sagt, die Nachbarschaft in ganz besonderer Weise im Blick.

Erklärtermaßen sollte der Garten vor allem deren Belebung dienen. Es ging um nichts weniger als darum, den Stadtteil vor dem weiteren Verfall zu retten. Lindenau war nach der Wende von Abwanderung und sozialen Problemen geprägt, in der Josephstraße wurde gedealt, die Leute, die hier noch wohnten, fühlten sich bedroht, und die Polizei konnte auch nicht wirklich helfen. StadtteilaktivistInnen, die sich in einem Lindenauer Verein organisierten, überlegten, wie die Straßen im Leipziger Westen wieder belebt werden könnten und eine soziale Kontrolle durch eine funktionierende Nachbarschaft wieder herzustellen wäre. In diesem Zusammenhang kamen sie auf einen Gemeinschaftsgarten. Die Leute, die in den umliegenden Straßen wohnten, könnten sich, so die Überlegung, in einem solchen Garten treffen, sich kennen lernen, zu einer Nachbarschaft werden. Platz genug gab es in dem Viertel. Etliche Flurstücke lagen brach, auf denen Häuser verfielen oder schon abgerissen worden waren. Ein Schweizer Unternehmen hatte eine alte, zwischen zwei Straßenzügen gelegene Stadtgärtnerei aufgekauft. Auch dieses ca. 6000 m² große Grundstück wurde nicht genutzt bzw. nur als Müllablageplatz. Nach einigem Hin und Her war das Unternehmen bereit, dem Verein das Stück Land zur Zwischennutzung zu überlassen.

Der Plan hat dann ganz gut funktioniert. Tatsächlich hat sich das Viertel, wo niemand mehr wohnen wollte, inzwischen fast schon wieder aufgefüllt. Der Garten hat die Gegend wieder interessant gemacht, auch Leute, die zur Mittelschicht gehören, sind hergezogen, es ist gelungen, dem Viertel ein neues Image zu geben, aus dem verwahrlosten „Lindenau“ wurde das „Bildhauerviertel“. Man kann das Gentrifizierung nennen, meiner Meinung ist das zunächst einmal eine durch bürgerschaftliches Engagement erreichte Wohnumfeldverbesserung, ob das zu Verdrängungsprozessen führt, ist eine politische Frage.

² Tönnies, Ferdinand (1920): Gemeinschaft und Gesellschaft: Grundbegriffe der reinen Soziologie, Berlin: Curtius (6. Auflage)

Der Garten war bei der Wohnumfeldverbesserung ein Puzzlestück unter anderen. Langfristig wollten die Leute vom Verein die ganze Straße umkrepeln: Häuser sanieren soweit möglich, Häuser abreißen soweit nötig, neue Eigentümer finden, neue Nutzungsmöglichkeiten, und zum Schluss sollte dann auch noch die Straße als Verkehrsweg neu gestaltet werden, Bäume bekommen, eine verkehrsberuhigte Zone, Spiel- und Parkelemente. Der Nachbarschaftsverein hat deshalb zusammen mit der Stadt immer wieder zu Straßengestaltungsworkshops eingeladen.

Abgesehen von diesen politisch-planerischen Aktivitäten hat sich der Garten inzwischen zu einer Art Stadtteilzentrum unter freiem Himmel entwickelt. Hier finden regelmäßig Veranstaltungen statt: Kinderaktivitäten, Workshops, Gartenfeste. Es gibt eine Kooperation mit dem Leipziger Umweltzentrum. Auf einem Teil der Fläche werden Energiepflanzen angebaut, um Jugendlichen zu zeigen, wie sich lokal Energie erzeugen lässt, es gibt auch einen Solarkocher, der regelmäßig fürs Kochen im Garten verwendet wird. Ein benachbartes Tagesmutterprojekt nutzt die Nachbarschaftsgärten für ihr Kinder-Outdoor-Programm.

Insbesondere erfreuen sich die beiden Offenen Werkstätten auf dem Gelände regen Zulaufs. Hier geht man nicht nur hin, wenn man ein Fahrrad zu reparieren hat oder einen Tisch bauen will, sondern auch, weil man den anderen beim Arbeiten zusehen bzw. seinen Kaffee in Gesellschaft trinken kann. Und natürlich wird viel gefachsimpelt.

Letztes Jahr (2011) haben die Nachbarschaftsgärten am Programm „Jugendliche in Stadtentwicklungsprojekte einbinden“ teilgenommen. In diversen Arbeitsgruppen konnten sich insgesamt 50 Jugendliche aus dem Viertel ihren Stadtteil neu aneignen. Eine Gruppe hat sich einen Jugendraum in einem „Wächterhaus“ hergerichtet. Wächterhäuser sind heruntergekommene Gebäude, für die ein eigens zu diesem Zweck gegründeter Verein Paten sucht und findet, um sie zu nutzen und zu erhalten. Eine andere Gruppe der Jugendlichen hat ein brach liegendes Grundstück, das ehemals einer von den Nazis enteigneten jüdischen Familie gehörte, vom Müll befreit und die Umrisse des verfallenen Wohnhauses nachgezeichnet. Das Grundstück soll jetzt demnächst in eine Gedenkstätte verwandelt werden. Eine dritte Gruppe hat das Stadtviertel mit den Augen von Jugendlichen kartographiert: Welche Orte werden von Jugendlichen genutzt, welche gemieden und warum?

Die Ergebnisse der Workshops wurden zum Schluss öffentlich präsentiert. Nach dem Motto: Jugendliche gehören schließlich auch zur Nachbarschaft.

Der Ausgangspunkt bei den Leipzigern war, wie gesagt, ein etwas anderer als in vielen Interkulturellen Gärten. Hier war das Interesse nicht in erster Linie das am Gärtnern, vielmehr ging es von vornherein um die Überlegung, wie man das Viertel aufwerten und beleben könnte. Der Garten war sozusagen zunächst Mittel zum Zweck und das bürgerschaftliche Engagement fürs Gemeinwesen das eigentliche Motiv. Zumindest war das bei den AktivistInnen des Stadtteilvereins der Fall. Vielen, die dann später eine Parzelle hatten, ging es natürlich auch ums Gärtnern, oder auch vor allem ums Gärtnern, und vielleicht noch um die Gartengemeinschaft. Hier hat es dann auch im Verein verschiedentlich Konflikte gegeben zwischen denen, die fanden, der Verein sollte sich vor allem um den Garten und sein Drumherum kümmern, und denen, die meinten, man habe einen Vereinszweck, der über den Garten hinausweist, nämlich sich einzusetzen für die Entwicklung eines lebenswerten Leipzigs.

Eine Besonderheit der Nachbarschaftsgärten ist neben dem Stadtteilengagement übrigens auch die Tierhaltung. Nicht jeder Gemeinschaftsgarten hält schließlich Schweine. Angefangen hat es damit zufällig. Eine Frau suchte eine Unterkunft für ihre beiden Schweine, die sie nicht mehr halten konnte. Die NachbarschaftsgärtnerInnen waren bereit, hier einzuspringen. Es gab dann allerdings einige bürokratische Hürden zu bewältigen. Schlussendlich wurden sie offiziell zum innerstädtischen Schweinemastbetrieb, und es gibt neben den beiden alten Schweinen jetzt auch immer ein neues, das zum Ende der Gartensaison geschlachtet wird. Dass es geschlachtet und gegessen wird, gehört mit zur Philosophie des Gartens: Man will den Kindern den Herstellungsprozess von Nahrungsmitteln nahebringen, sie sollen wissen, dass Möhren im Boden wachsen und Erde an ihnen klebt, wenn man sie erntet, und dass das abgepackte Fleisch im Supermarkt von lebendigen Tieren stammt.

Neben den Schweinen gibt es noch Kaninchen (die auch geschlachtet werden) im Garten, und neuerdings auch Hühner. Die Tierhaltung bringt auch wieder Pluspunkte in der Nachbarschaft, für die Kinder ist das auf jeden Fall ein Anziehungspunkt und auch andere AnwohnerInnen bringen Futter vorbei, altes Brot für die Schweine, Grünzeug für die Kaninchen. Das mit den Hühnern ist ein interessantes soziales Experiment, findet der Vereinsvorsitzende Sven Riemer. Die Hühner sollen ihren Lebensunterhalt nämlich selber erwirtschaften, sprich den Verein kein zusätzliches Geld kosten. Das scheint sehr gut zu klappen. Die Eier, die sie legen, können sich alle aus dem Kühlschrank nehmen und dafür 30 Cent in die Kasse tun. Bis jetzt sind die Hühner noch nicht verhungert, es war immer genug Geld für neues Futter da.

Der Prinzessinnengarten in Berlin ist noch so ein Garten, in dem es nicht nur ums Gärtnern, sondern auch um die Nachbarschaft geht, allerdings weniger als Mittel zum Zweck, denn als Zweck an sich. Sie schreiben: „Der Prinzessinnengarten ist mehr als bloß Anbaufläche in der Stadt, er eröffnet Raum für vielfältigste Aktivitäten. Durch die Möglichkeit zum Mitwirken und durch offene Workshops, durch das Gartencafé und eine Reihe von kulturellen Veranstaltungen ist der Prinzessinnengarten zu einem lebendigen Treffpunkt geworden mit einer Anziehungskraft weit über die Nachbarschaft hinaus.“ (Nomadisch Grün (Hg) 2012: 15)³

Und dabei ist dieser Gemeinschaftsgarten aber nicht nur Impulsgeber für die Nachbarschaft, sondern er stellt selber eine neue Form des nachbarschaftlichen Zusammenlebens dar: „Dieses eigene Gestalten eines neuen sozialen Zusammenhangs“, sagt Marco Clausen, „zählt zu den wichtigsten Erfahrungen im Prinzessinnengarten. Der Garten ist zu einem Ort geworden, an dem Fremde zusammenkommen, Menschen, die Tür an Tür leben mögen, aber einander dennoch nicht begegnen.“ (ebd.: 2012:29).

Interessant, gerade auch in Bezug auf die Interkulturellen Gärten insgesamt, ist, dass er die Bedeutung des Fremden so betont, die diese neue Form nachbarschaftlichen Zusammenlebens zustande bringt. Die Begegnung und der Austausch von Fremdem machen einen Gemeinschaftsgarten so produktiv. Es kommen dann eben ganz unterschiedliche Kompetenzen und Erfahrungen zusammen, und im besten Fall entsteht daraus: Nachbarschaft, städtische Nachbarschaft.

Gemeinschaftsgärten leben vom Austausch mit ihrer städtischen Umgebung: „Mit zahlreichen Veranstaltungen, Honig-, Kartoffel- und Erntefesten, Lesungen, Konzerten, Filmabenden, Puppentheater, Floh- und Tauschmärkten wird der Garten zum Bestandteil des städtischen Lebens. ... Urbanität (...) entsteht aus dem sozialen Zusammenspiel der Bewohner einer Stadt, ist gekennzeichnet durch Vielfalt und durch die Möglichkeit, dass sich einander Fremde treffen und austauschen.“

Gemeinschaftsgärten sind wie Kegelgruppen, Nachbarschaftstreffs, Trödelmärkte, Kochkurse u.Ä. Orte privater Öffentlichkeit. Um zu verstehen, warum solche Orte so besonders geeignet sind, Gemeinschaft bzw. soziale Integration herzustellen, verweist der Soziologe Jürgen Habermas auf die „sinnlose“ (d. h. zweckfreie) Vergeudung von Geld, Zeit und Arbeitsvermögen, die hier stattfindet: „So werden z. B. agrarische Produkte hergestellt, die man an anderer Stelle kostengünstiger erstehen kann, es wird Tierhaltung betrieben, der es an praktischem Nutzwert mangelt oder es werden technisch und kulturell überhöhte Artefakte geheckt und gepflegt, d. h. man zimmert beispielsweise einen Tisch, ...statt ihn an der nächsten Ecke besser und billiger zu kaufen, mit eigener Hände Arbeit schlecht und recht zusammen; so regredieren wir aus freien Stücken auf eine vorindustrielle Produktionsstufe und konsumieren sehnsüchtig die Umwege der Handarbeit, die abzuschaffen Maschinenarbeit eigens erfunden wurde.“⁴

³ Nomadisch Grün (Hg.) (2012): prinzeessinnengärten. Anders gärtner in der Stadt, Köln: DuMont

⁴ Habermas, Jürgen 1958, Soziologische Notizen. Zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit, zitiert in: Hermann Giesecke (Hg.) 1968, Freizeit- und Konsumerziehung, Göttingen, S. 114; in: Winter, Günter 1996, Trödelmärkte. Eine empirische Untersuchung zur sozialen und ökonomischen Struktur einer Institution privater Öffentlichkeit, Göttingen: Cuvillier Verlag

Ich bin mir nicht sicher, ob es den Kern der Sache trifft, wenn man Notwendigkeit und Freiheit in Konkurrenz zueinander bringt. Eher geht es wohl darum, dass es Produktion oder Leben an der kapitalistischen Logik vorbei ist, sie ist sinnlos vom Standpunkt derjenigen, die Kapital verwerten wollen, aber eben höchst sinnvoll vom Standpunkt derjenigen, die mit anderen zusammen ihr Leben selber gestalten wollen.

Die Prinzessinnengärtner nehmen jedenfalls für sich in Anspruch, nicht nur „schöner Zeitvertreib“ oder „privater Rückzugsort“ zu sein, sondern die Frage nach der Zukunft der Stadt zu stellen. Noch dezidierter als die Leipziger Initiative, die sich gewissermaßen mit der Stadtteilgestaltung bescheidet, wird vom Prinzessinnengarten aus Bezug auf globale Probleme genommen, sollen „die Möglichkeiten für lokale Mikroökonomien und andere Wohlstandsmodelle“ ausgelotet werden.

Soziale Integration entsteht, wenn es um etwas geht. Wenn es keinen Grund mehr gibt für gegenseitige Hilfe und wenn man auch sonst kein gemeinsames Projekt mehr hat, stirbt die Nachbarschaft. Ich weiß das aus den Erfahrungen einer Siedlergemeinschaft. D. h. meine Eltern waren einer Genossenschaft beigetreten, um sich ein kleines Haus leisten zu können. Als dann schließlich alle Häuser fertig waren und man sich nicht mehr wechselseitig behilflich sein musste, und als dann auch noch viele GenossInnen keine Lust oder Zeit mehr hatten, Gemeinschaftsevents zu organisieren, wie z. B. im Sommer eine Kinderolympiade, gab es irgendwann keine Nachbarschaft mehr. Denn in den Geschäften trafen sich die Leute ja auch nicht mehr, die mussten schließen, weil alle mit dem Auto in den Supermarkt fuhren.

Die Renaissance der Gemeinschaftsgärten in der Stadt verdankt sich eben – neben der Sehnsucht nach Natur, der Verzweiflung über den Irrsinn industrieller Nahrungsmittelproduktion oder der Suche nach mehr Selbstbestimmung und Eigenständigkeit im täglichen Leben – auch zu einem guten Teil dem Umstand, dass den Individuen die Nachbarschaft abhandenkam und sie sich jetzt neue suchen müssen.

Die Interkulturellen Gärten scheinen da schon ganz schön weit zu sein...

Was Nachbarschaft mit Gegenseitigkeit zu tun hat, und wie diese wiederum mit der Versorgung mit den Dingen, die fürs tägliche Leben wichtig sind, zusammenhängt, lässt sich in Gemeinschaftsgärten leicht in Erfahrung bringen. Diese Möglichkeit, sich wenigstens ein Stück weit selbst und damit auch gegenseitig versorgen zu können, ist die Grundlage für mitmenschlich-nachbarschaftlichen Austausch. In der Süddeutschen Zeitung konnte man (am 2.5.2012) einen sehr interessanten Artikel lesen, wie manche Griechen angesichts der Krise anfangen, sich selbst zu organisieren, und das heißt vor allem, wie sie anfangen, miteinander zu wirtschaften. Und einer der Akteure dieser neuen Bewegung, und das fand ich jetzt für unseren Zusammenhang hier bemerkenswert, kommentiert sein Engagement für eine lokale Währung und Ökonomie mit der Frage: „Ist das nicht der Sinn der Zivilisation? Dass wir uns fragen: Was kann ich meinem Nachbarn anbieten und was kann er mir anbieten?“

In diesem Sinne wünsche ich uns eine zu guter Nachbarschaft anstiftende Tagung!